

(Nachdruck verboten.)

## Pelle der Eroberer.

12]

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Die drei Verwaisten schlugen sich so gut durch, wie sie konnten, und waren ganz stolz auf ihre kleine Wirtschaft. Wenn es ihnen schlecht ging, so hungerten sie und hielten ernstlich Rat; aber sie nahmen von keinem Menschen Hilfe an. Sie lebten in der beständigen Angst, daß die Polizei einen Einblick in ihre Verhältnisse gewinnen und sie in die Schule schleppen könnte. Dann würden sie aus einander getrieben und auf Rechnung des Armenwesens untergebracht werden. Sie waren scheu und hielten sich für sich. In der „Arche“ hatten alle sie gern und halfen ihnen, ihre Verborgenheit zu bemänteln. Mit dem Familienleben der übrigen Bewohner ging es, so gut es konnte; irgendwo war immer ein Skandal. Es war gleichsam eine Genugtuung, diese drei Kinder so hübsch mitten in all diesem Mischmasch wohnen zu haben. Man sah zu der kleinen Musterwirtschaft auf und schützte sie wie in Heiligtum.

An Pelle schlossen sie sich blindlings an. Sie hatten ihn auf der Straße aufgefischt und betrachteten ihn gewissermaßen wie ein Findelkind, das noch immer unter ihrem Schutz stand. Wenn Marie den Jungen den Morgentassefingerringe geschenkt hatte, brachte sie Pelle auch einen Schluck hinein. Da half kein Widerstreben. Und am Vormittag, wenn sie bei sich selbst fertig war, stellte sie sich bei ihm mit Besen und Aufwassertimer ein. Ihr verständiges, altkluges Gesicht strahlte vor Umsicht und Bedürfnis zu helfen. Sie fragte nicht um Erlaubnis, sondern griff zu, wo es Not tat. Wenn Pelle in Pells Werkstatt war, fand er des Abends sein Zimmer immer in Ordnung vor.

Hatte er zu Hause Arbeit, so kam sie mit dem Vormittagskaffee für sie beide herein. Er wagte nicht, es ihr abzuschlagen, weil sie sich das zu Herzen nahm und dann einen ganzen Tag gekränkelt umhergehen konnte; statt dessen lief er hinunter und holte Waden. Marie pflegte unter irgendeinem Vorwande ihr Teil für die Jungen zurückzuliegen. Es machte ihr keine rechte Freude, irgendetwas selbst zu genießen.

Pelle fühlte, wie es mit ihm vorwärts ging, und er fühlte seine eigene Jugend. Er war beständig in rosigster Laune, selbst Ganne konnte keinen ernstlichen Schatten auf sein Dasein werfen. Ueber dem Verhältnis zu ihr lag etwas wie eine schöne Unwirklichkeit, die keine Narbe im Herzen hinterließ.

Und diesem viel geprüften Kinde gegenüber schämte er sich ganz einfach, wenn irgendetwas in ihm aufsteigen und ihn verstimmt machen wollte. Er fühlte es als Pflicht, ihr armes Dasein mit guter Laune zu erhellen. Er schwakte munter mit ihr, scherzte und neckte sie, um ihren unnatürlichen Ernst zu vertreiben. Dann lächelte sie auf ihre stille, mütterliche Weise, wie man über ein liebes Kind lächelt, das unsere Sorgen verschrecken will, und erbot sich, irgendetwas für ihn zu tun.

„Soll ich Dir eine Bluse auswaschen oder Deine Hemden nachsehen?“ fragte sie. Ihre Dankbarkeit äußerte sich immer in irgendeiner Arbeit.

„Danke, Marie, das besorgt Ganne und ihre Mutter ja.“

„Aber das ist doch nichts für die Prinzessin, das kann ich doch viel besser!“

„Die Prinzessin?“ sagte Pelle und erhob den Kopf. „Wird sie so genannt?“

„Nur vor uns Kindern — es ist kein Schimpfname. Wir spielten immer mit der Prinzessin, wenn sie mit dabei war, und dann war sie es. Aber weißt Du was? Es wird einer kommen und sie entführen, ein sehr Vornehmer. Sie ist in der Wiege schon für einen feinen Herrn bestimmt.“

„Ach, was, Unsinn!“ sagte Pelle ärgerlich.

„Das ist wirklich wahr! Wenn es regnete, saßen wir unter der Galerie, da in der Ecke auf dem Rehrückstufen und dann erzählte sie es uns, das ist wirklich wahr! Findest Du nicht auch, daß sie reizend ist, so ganz wie eine Prinzessin? So —“

Marie machte eine Bewegung in der Luft mit ihren ge-

spreizten Fingern. „Und sie kennt alles, was fein ist. Sie lief zu uns hinunter in den Hof in ihrem langen Kleid, und ihre Mutter stand oben und schalt sie aus; dann setzte sie sich auf den Kofst wie auf einen Thron und war Königin, und wir waren ihre Damen. Sie flogt uns das Haar und steckte es fein auf mit bunten Bändern, und wenn ich dann heraufkam, riß Mutter mir das Ganze vom Kopf und machte mir das Haar wieder rauh. Es sei eine Sünde gegen Gott, sich so aufzuputzen. Und als Mutter dann verschwand, hatte ich keine Zeit mehr, da unten zu spielen.“

„Arme Kleine,“ sagte Pelle und strich ihr über das Haar. „Warum sagst Du das?“ sagte sie und sah ihn verwundert an. Er besaß ihr ganzes Vertrauen und erfuhr Dinge, die nicht einmal die Jungen wissen durften. Sie hielt sich auch besser in Kleidung; ihr dünnes, blondes Haar war immer glatt in die Stirn gestrichen.

Wenn sie beide was in der Stadt zu besorgen hatten, war sie glücklich. Dann zog sie ihr Vestes an und ging an seiner Seite durch die Straßen über das ganze Gesicht lächelnd. „Nun glauben die Leute am Ende, daß wir ein Liebespaar sind. Aber was tut das alles? Daß sie das nur glauben.“ Pelle lachte; sie war mit ihren elf Jahren nicht größer als ein neunjähriges Kind, so zurückgeblieben im Wuchs.

Sie hatten oft ihre Not, auszukommen; sie sprachen nicht gern davon, aber es konnte etwas Gequältes in ihre Miene kommen. Dann sprach Pelle fröhlich über die guten Zeiten, die bald für alle Armen anbrechen würden. Es kostete ihm große Anstrengungen, es in Worte zu formen, nach dem Klang, wonach sie klingen sollten. Die Gedanken waren ihm selbst noch so neu. Aber die Kinder machten sich nichts aus seiner Unbehilflichkeit; ihnen wurde es noch leichter, an das Neue zu glauben als ihm selber.

6.

Mit Pelle ging in dieser Zeit eine sonderbare Veränderung vor sich. Er hatte genug Not und Elend in seinem Leben gesehen, und die Hauptstadt hier war ganz einfach ein Wahlplatz, wo ein Heer nach dem anderen vorwärts gestürmt und jammervoll zugrunde gegangen war. Rings umher lagen die Gefallenen. Die Stadt war über ihnen aufgebaut wie ein Friedhof; man mußte auf sie treten, um vorwärts zu kommen, und sich abhärten. So war es nun einmal im Leben; und man schloß die Augen wie die Schafe, wenn sie sehen, daß ihre Kameraden geschlachtet werden und wartet still, bis die Reihe an einen selbst kam. Etwas anderes war da nicht zu tun.

Aber nun erwachte der Schmerz in ihm; es tat ihm schneidend weh, jedesmal, wenn er jemand liegen sah; er murrte gegen das Unglück an, so bodenlos wie es war.

Eines Tages sah er da und arbeitete. An das andere Ende des Ganges war kürzlich ein Fabrikmädchen mit ihrem Kinde eingezogen. Jeden Morgen schloß sie die Tür ab und ging und kam nicht vor Abend von der Arbeit zurück. Wenn Pelle nach Hause kam, hörte er oft Weinen dadrinnen.

Er saß bei seiner Arbeit und tummelte sich mit seinen verwirrten Gedanken herum; die ganze Zeit fauste ein sonderbar unterdrücktes Geräusch in seinem Ohr, schmerzlich, als wenn irgendetwas unaufhörlich jammerte, doch war es nur der Klagegesang des Elends selber, es hingen beständig Strophen davon in der Luft.

Die kleine Marie kam hastig herein. „Ach, Pelle, nun weint er schon wieder,“ sagte sie und ballte die Hände ängstlich vor der eingefallenen Brust. „Er hat den ganzen Tag geweint, seit sie hier eingezogen sind. Es ist ganz schrecklich!“

„Wir wollen mal hingehen und sehen, was da los ist,“ sagte Pelle und warf den Hammer hin.

Die Tür war verschlossen; sie versuchten durch das Schlüsselloch zu gucken, konnten aber nichts sehen. Das Kind da drinnen hielt einen Augenblick mit seinem Weinen inne als es sie hörte, begann aber gleich wieder; es klagte leise und eintönig, als habe es sich darauf eingerichtet, bis ins Unendliche auszuhalten. Sie sahen einander an; es war nicht zum aushalten.

„Die Schlüssel hier im Gange passen zu allen Zimmern,“ sagte Marie leise. Mit einem Sprung war Pelle hin, holte

seinen Schlüssel und öffnete. Dicht neben der Tür saß ein kleiner vierjähriger Junge, er hielt einen verrosteten Blechgegenstand in der Hand und starrte zu ihnen auf. Er war an den Ofen festgebunden; neben ihm auf einem alten hölzernen Stuhl stand ein blecherner Teller mit ein paar abgekabberten Brotkrusten. Das Kind war in schmutzige Lumpen gekleidet und sah entsetzlich aus. Es saß in seinem eigenen Schmutz, die kleinen Hände waren voll davon. Das verschwollene, verweinte Gesicht war ganz damit eingeschmiert. Hiehend streckte es die Hände zu ihnen empor.

Belle brach in Tränen aus bei diesem entsetzlichen Anblick und wollte den Kleinen aufnehmen. „Laß mich das tun!“ rief Marie entsetzt. „Du Schweinigelst Dich ja ein!“

„Ach was!“ erwiderte Belle dumpf. Er war behilflich, das Kind loszubinden; seine Hände zitterten.

Sie machten den Jungen einigermassen zurecht und gaben ihm zu essen. Dann ließen sie ihn in den langen Gang hinein.

Eine Weile stand er dumm an dem Türpfosten da und glockte; dann entdeckte er, daß er nicht festgebunden war und fing an, auf und nieder zu stürmen. In der Hand hatte er noch das alte Teesieb, mit dem er dagelassen war, als sie zu ihm eingebrochen waren; er hatte es die ganze Zeit frampfhaft festgehalten. Marie muhte die Hand in Wasser tauchen, um das Sieb zu reinigen.

Von Zeit zu Zeit blieb er vor Belles offener Tür stehen und guckte hinein. Belle nickte ihm zu, dann stürmte er wieder auf und nieder. — Er war wie wild. Aber plötzlich kam er ganz herein, legte das Teesieb in Belles Schoß und sah ihn an. „Soll ich das haben?“ fragte Belle. „Siehst Du, Marie, er gibt mir das einzige, was er hat.“

„Ach, der arme Kleine!“ rief Marie gerührt aus. „Er will sich bedanken!“

Am Abend kam die Fabrikarbeiterin hereingestürmt; sie war wütend und schimpfte über den Einbruch. Belle wunderte sich selbst darüber, daß er so ruhig antworten konnte und nicht wieder schalt. Aber er begriff sehr wohl, daß sie sich ihres Glendes schämte und nicht wollte, daß jemand es sah. „Es ist ein Unrecht gegen das Kind,“ sagte er nur. „Du hast ihn ja doch lieb!“

Da fing sie an zu weinen. „Ich muß ihn ja festbinden, sonst kriecht er auf das Fensterbrett herauf und stürzt auf die Straße. Er hat die Haken schon einmal aufgemacht und Kleider, um ihn in die Krippe zu schicken, habe ich nicht.“

„Dann laß die Tür nach dem Gang hin aufstehen! Wir wollen uns schon nach ihm umsehen, Marie und ich!“

Seither lief der Knabe auf dem Gang herum und tummelte sich. Marie war ihm behilflich und war wie eine Mutter gegen ihn; Belle kaufte einige alte Kleider und die nähte sie für ihn zurecht. Der Junge sah drollig darin aus, war ein kleiner Kobold, der alles in gute Laune versetzte. In seiner Einsamkeit hatte er nichts sprechen gelernt, aber jetzt kam es schnell.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Zeit der schweren Not.

Von Hermann Löns.

Der Wind pfiß halb von Nord, halb von Ost. Allen was am Berge lebte, mißfiel er, alle, Maus und Eichhorn, Has und Reh, Fuchs und Dachs, blies er in ihre Verstecke und Bussard und Krähe, Meise und Häher pustete er über den Kamm des Berges an den Westhang. Es froh, daß es knackte. Die Weizenfaat unter dem Walde winterte aus, die Rinde der Eiche sprang, still stand der Graben und der Bach verschwand.

Sieben Tage schob der bitterböse Wind im Lande umher, dann verlor er den Atem. Ueber den Berg stieg eine Wolkenwand, schwarzblau und schwer, schob sich über den hellen, hohen Himmel und legte sich tief auf das Land, bis sie sich an den scharfen Klippen des Berges den Bauch aufschlitzte. Da quoll es heraus, weiß und weich, einen Tag und eine Nacht, und noch einen Tag und noch eine Nacht, und so noch einmal, bis alles zugedeckt war im Lande und auf dem Berge und so sauber aussah und so reinlich, daß die Sonne vor Freuden lachte. Ihr Lachen brachte Leben an den Osthang des Berges. Mit einem Male waren die Rehe wieder da und die Hasen, Fuchs und Dachs fuhren aus ihren Gehäuden, das Eichhorn verließ den Kobel und die Maus das Loch, Bussard, Krähe und Häher tauchten auf und überall wimmelte es von buntem, lustigem Kleinvolgel.

Das Lachen der Sonne war falscher Art, es kündete Blut und Tod. Der tauende Schnee ballte sich und brach Aeste und Bäume, er knickte die Fichten und krümmte die Jungbuchen, und auf dem Boden überzog der Schnee sich mit einer Kruste, hart wie Eis und

scharf wie Glas. Der Ostwind hatte ausgeblasen und blies auf das Neue gegen den Berg. Da kam die Zeit der schweren Not.

Die Maus hatte ihren Gang unter dem Schnee, das Eichhorn behalt sich mit Blattknospen und Rinde, der Hase rückte in die Kohlgärten, der Dachs verschließ die hungrigen Mäcke, der Fuchs suchte die Dungsstätten ab. Uebel daran war das Reh. Die Saat war begraben in steinhartem Schnee. Die Obermast im Holze war verschmunden. Verschneit waren die Himbeeren, verweht die Brombeeren, unsichtbar die Heide. Buchentknospen und dürre Halme, trockene Blätter und harte Stengel, das war alles, was der Berg an Nahrung bot.

Der Hunger ging durch den Wald. Wo seine Augen ein Reh trafen, da fiel es ab. Der Hals wurde lang, die Dünnungen tief, rauh die Decke und immer größer die Lichter.

Langsam und vorsichtig zogen die Rehe am Gange entlang, aber alle Behutsamkeit half ihnen nichts; eins nach dem anderen trat durch die Eiskruste des Schnees und zerschabte sich die Läufe. In jedem Wechsel zeichneten sich blakrote Flecke ab.

Und wieder baute sich eine schwarzblaue Wand hinter dem Berge auf, schob sich über den hellen Himmel, legte sich über das Land, riß sich an den Klippen den Panzen auf und schüttete Schnee auf das Gefilde, einen ganzen Tag und eine volle Nacht.

Und wieder lächelte die Sonne ihr hinterlistiges Lächeln und machte Eis aus dem Schnee. Noch langsamer, noch vorsichtiger zogen die Rehe dahin, mit Halsen, so dünn wie Geister, schwarze Löcher in den Dünnungen. Und wo sie zogen, da wurde der Schnee rot.

Der Tod ging durch den Wald. Da war kein Reh am ganzen Berge, das nicht an den Läufen lagte. Das eine blieb stehen, wo es stand, und zitterte, bis es fiel. Ein anderes tat sich nieder und stand nicht wieder auf. Ein drittes stürzte halb verdurftet in die Quellschlucht und erstarrte im eisigen Wasser.

Noch niemals ging es dem Fuchs so gut, wie da. Sein Tisch war gedeckt, war reich beschickt, als zur Maienzeit, wenn alle Mäuse heden und das Feld von Junghasen wimmelt. Auch der Rarder konnte zufrieden sein und Bussard und Krähe nicht minder; sogar für die bunten Meisen blieb noch Fraß genug übrig, und die Waldmäuse nagten die letzten Sehnenfäden von den Knochen.

Kein Ende der Not kam; jeden Tag ging der Tod seinen Verlauf im Berge ab. Selbst die Hasen schonte er nicht; mancher von ihnen, der sich am gefrorenen Kohl verdarb, füllte den Panzen des Fuchses, der von Tag zu Tag mehr in die Breite ging.

Eines Morgens aber fuhr er mit ledigem Leibe zu Baue. Vor der Dichtung lag ein gefallenes Reh, an dem er sich schon eine Nacht gültlich getan hatte. Doch als er die zweite Nacht heranschürzte, da schlug ihm eine seltsame Bitterung entgegen, ein Geruch, den er nur einmal gewittert hatte. Rund um den Fleck, wo das gefallene Stück lag, schnürte er, und eine geschlagene Stunde dauerte es, ehe er sich ein Herz faßte und heranschlich. Und da stand er und windete und äugte lange Zeit, und schließlich schnürte er mit hängender Lunte und angelegten Gehören mißmutig ab, denn sein Reh war fort, war bis auf die Schalen und einige Deckfäden verschmunden, und weiter war nichts da, als die niederträchtige und dabei doch verlockende Bitterung.

Aber der Tod ging immer noch durch den Wald und er schlug Stück um Stück mit harter Hand. Der Fuchs verlor den Mut nicht. Behende trabte er von Wechsel zu Wechsel, bis er einen fand, in dem eine kranke Fährte stand, und der hing er nach. So ganz leicht war es nicht, sie zu halten. Es schneite und schneite und der Wind pfiß böse; er schob den Schnee von den Blöcken vor die Dichtungen, setzte ihn hier zusammen, lehrte ihn dort fort, verdeckte auf weite Strecken die Rotfährte und verwischte sie endlich völlig. Das ganze helle Holz suchte der Fuchs ab; er nahm die Fährte wieder auf, wo er sie zuerst gefunden hatte, und hing ihr nach bis zu der Stelle, wo sie in der großen Schneewächte unterging. Da sah er eine ganze Weile auf den Reulen und dann schnürte er weiter, hungrig, müde und verdrießlich. Er suchte alle Rehrichtungen ab; sie waren leer. Er schlich durch den Stangenort; da war es tot. Er trabte den Bach entlang bis zum Vorholze; es war dort unten so, wie oben.

Da schnürte er zu Felde, um an der Dieme auf Mäuse zu passen. Als er dort angelangt war, vergaß er alle Mäuse, denn er fand die kranke Fährte wieder. Eilig, aber behutsam, nahm er sie auf und hielt sie bis zu dem Fichtenmantel unter dem Altholze. Immer länger wurde er, denn immer wärmer wurde die Fährte, und schon war er in den Fichten, da fuhr er wie besessen heraus und stob in das Feld zurück. Denn in den Fichten war es nicht geheuer. Es hatte da gebrochen, so laut und so groß, als wenn ein Mensch da gegangen wäre, und es hatte dort geschaukelt und geschnarcht, wie kein Tier des Waldes zu schnaufen und zu schnarchen vermag.

In guter Sicherheit stand der Fuchs im Schatten der kranken Feldeiche und überlegte. Dann holte er sich Wind. In weitem Bogen trabte er am Vorberge entlang, verschwand bei der Quellschlucht im Altholze, schnürte hoch über dem Fichtenmantel durch die Räumungen und schlich vorsichtig näher. Gerade als der Mond die Wolken fortstob, kam der Fuchs bei den Fichten an. Da war es still und einsam. Der Fuchs schlich näher, den vollen Wind nehmend. Rehwitterung zog ihm entgegen. Langsam schlich er näher, verhoffte, schlich wieder näher, der guten Bitterung entgegen; da fuhr er zurück. Denn da war eine zweite Bitterung, die fremde Bitterung von vorhin, dieselbe, die er bei dem ge-

fallenen Stücke wahrgenommen hatte, das ihm verloren gegangen war, eine unbekannte, verdächtige, absonderliche, geheimnisvolle, niederträchtige Bitterung, zwar keine von Mensch oder Hund, aber immerhin nicht ungefährlich und auf keinen Fall vertrauenswert. Und jetzt der Ton! Ein Blasen, Schnaufen, Schnarchen, wie es nachts oft aus den Ställen bei den Geflügelten kommt. Der Fuchs drehte um und stahl sich davon. Er traute dem Frieden nicht.

Eine gelbgefäunte Wolke brachte den Mond wieder zu Bett. Das Schneetreiben setzte abermals ein. Da blies es lauter in den Fischen, da krachte es im Schnee, brach es in dem Fallholz, und schwarz und grob schob es sich aus der Dichtung, verhoffte, nahm laut schraubend Wind, trat dichter an das gefallene Stück, daß der harte Schnee krachend zerbrach, prüfte noch einmal blasend den Wind und nahm dann den Fraß an.

Der Waldlauf, der allabendlich an dem Tannenmantel entlang strich, um eine Maus zu schlagen oder einen Vogel aus dem Versteck zu klatzen, rüttelte einen Augenblick neugierig über der Kleinen Richtung, von der ein lautes, gieriges Schmaßen und Schlabbern erscholl, untermischt mit dem Knirschen der Schneekruste und dem Krachen von Knochen. Dann strich die Gule ab; wo es so laut war, gab es für sie nichts zu fangen.

Als der Fuchs am Spätnachmittage des anderen Tages den Tannenmantel abfuchte, fand er dort, wo das Schmalreiß gelegen hatte, nur noch die Schalen, einige zertrümmerte Knochen und etliche Fehlen der Decke in dem zerwühlten, niedergetretenen, besudelten Schnee. Alles andere hatte der von weither zugewechselte, verpörrichte Schwarzkittel verschlungen.

Der Tod ging immer noch durch den Wald, aber dem Fuchs bescherte er nicht. Jedes Stück, das Hunger und Hartschnee umwarfen, verschwand im Gebrauche der Sau, so daß auch Reinecke empfand, daß sie gekommen war, die Zeit der schweren Not.

## Nordische Erzähler.

Haben wie drüben besteht die Ueberzeugung, daß die nordischen Länder seit Jahren an einer literarischen Ueberproduktion leiden, die immer mehr Unberufene oder wenigstens kaum Auserwählte zum Mittum verlockt und, was den Export zu uns betrifft, vielfach als eine innerlich nicht berechnete Konkurrenz empfunden wird. Zbsen mußte noch von privater Wohlthätigkeit sein Leben fristen, bis den schon reifen Mann der äußere Erfolg auf eigene Füße stellte. Für ihn und Björnson wurden vom norwegischen Storting jene (noch heute bestehenden) Staatsstipendien für verdiente und doch bedürftige Schriftsteller in Aufnahme gebracht, um sie für den Ausfall zu entschädigen, den ihnen das damals noch strafflose Piratenrum ausländischer Ueberieger und Verleger verursachte. Aus dieser Piratenzeit stammt die fühlbare Konkurrenz zwischen nordischen und unserm Schrifttum auf dem Büchermarkt. Gewiß konnte sie nur durch vorbildliche und überlegene Leistungen aus jener Seite ihre Angriffe beginnen. Aber ein weiteres Feld, und das auf längere Zeit, zu behaupten vermochte sie doch nur, weil die durch keine internationalen Abmachungen geschützten Ueberlegungen den Marktpreis unserer einheimischen Produktion unterbieten konnten. (Es soll hier beiläufig nicht etwa einem literarischen Schutzgoll das Wort geredet, sondern nur der Hinweis versucht werden, wie bei annähernd gleichen und vergleichbaren literarischen Leistungen das höhere oder niedrigere Äquivalent, der Arbeitslohn, den Mißerfolg oder Erfolg mitbestimmen kann.) Noch heute sehen wir eine wachsende Anzahl deutscher Verlagsfirmen, und keineswegs die übelsten, die Einbürgerung nordischer Literatur als Spezialität pflegen. Und wenn auch seit Einführung der Literaturkonvention vor einigen Jahren der Nutzen am Einzelstück nicht mehr derselbe geblieben ist, so muß es vermutlich die Masse bringen. Daß diese auf genügenden Absatz rechnen darf, ist eben wieder nur möglich, weil sich der Durchschnitt der nordischen Produktion, speziell die Erzählungskunst, auf einer respektablen Höhe hält, nicht nur die gute Tradition fortpflanzend, sondern auch Neuland suchend und gewinnend.

Ein halbes Duzend Autoren\*) bestätigt unsern Haupteinwand, daß brave Handwerksleistungen, durch ein oder das andere Meisterstück erhöht, noch nicht ein solches Angebot in Masse reifertigen. Der Roman „Menschenwege“ von dem Norweger Jens P. Kielland, dem Sohne des verstorbenen Alexander Kielland, ist typisches braves Handwerk. Wir haben hier wieder die kleine norwegische Hafenstadt, die uns in Duzenden von Erzählungen bereits von so vielen Seiten gezeigt wurde, daß wir sie wie ein Stück Heimot zu kennen glauben. Und in ihr wiederum einen kleinen, recht kleinen Ausschnitt des Lebens, ein paar Schicksale, eigentlich nur Vorfälle aus der Oberflächlichkeit dieses Erdenwinkels, aus den Kreisen der Handels- und Industriekontore. Zwei Ehen gehen schließlich in die Brüche, die des plebejischen, aber (natürlich) gutmütigen und lebensfrohen Konsuls Sörensen, und die des pflichttreuen, aber (natürlich) pedantischen und subalternen Betriebsdirektors Mortmann. Der zufällige Anlaß dazu heißt Riddelthou, ist begreiflicherweise Leutnant und Schwereuder von der tragischen Spielart mit Vergangenheit und Schulden. Frau Mortmanns Kunstgriff, mit ihm ihres Mannes Eifersucht zu wecken, versängt nicht so weit, den Getrübten gleich-

zeitig in einen feurigen Liebhaber zu verwandeln. Als Mortmann zu alledem seine Entlassung aus dem Betriebe erhält, muß er gegenüber ihren Ansprüchen auf demonstrative Verehrung und luxuriösen Wohlstand böllig versagen, und sie verläßt ihn. Die Konsulsfrau, die sich mit Riddelthou in einer unausgesprochenen, ja unbewußten Reizung gefunden hat, wird durch Mißverständnis und Brutalität ihres Mannes dem andern in die offenen Arme getrieben und muß es erleben, daß dem Schwereuder vor seinem Bankrotteurdasein diesmal das Gewissen schlägt: er vergißt und erschießt sich. Die Schilderung, der mit Ausnahme der letzten Phasen eine gewisse Ueberzeugungskraft im Psychologischen nicht abzusprechen ist, mutet in ihren menschlichen Ergebnissen wie eine freundliche Satire auf die Freiheits- und Emanzipationsbestrebungen der alten norwegischen Generation an. Die Hauptfiguren sind in ihrer alltäglichen Kontor- und Ehtichbanalität, in ihrer anspruchsvollen Chaiselongue-Lange- weile wirklich so gleichgültig, daß nur die Sauberkeit und Tages- helle der raschen Bilder zwar nicht ein lebendiges Interesse, doch immerhin eine achtungsvolle Aufmerksamkeit wach erhält.

Der Roman, bekanntlich die jüngste Form der Dichtkunst und im Gefolge der bürgerlichen Befreiungsbestrebungen des 18. Jahr- hundert entstanden, hat von diesen auch sein Schicksal durchaus ab- hängig machen müssen. So lange das Bürgertum im Norweg und in der Entwicklung stand, konnte es an nachquellendem Stoff für seine spezialistische Kunstform nicht fehlen. Jetzt, wo es sich von innen und außen bedrängt findet, sehen wir im wesentlichen zwei Arten des Romans, mit denen es sich Rechenschaft geben oder Geltung ver- schaffen will. Was bei uns neuerdings als „Gesellschafts- roman“ passiert, ist die gefällige Selbstbespiegelung einer knapp zivilisierten Spekulantenzunft aus Industrie und Börse; die alleräußerlichsten Attribute einer parvenu- haft plutokratischen Lebensführung genügen zum Aufputz einer Klischeehandlung, deren letzte Effekte trotz aller Ver- schönigungen oder Ablehnungen als nichts anderes denn die Apotheose des größtmöglichen Besitzes erscheinen. Die andere und sympathischere, weil mehr innerliche und möglicherweise künstle- rische Art ist gleichwohl zur Unfruchtbarkeit verdammt, wie das Bei- spiel selbst so solider Arbeiten wie der skandinavischen beweist. Die Autoren laufen mit ihren Themen schließlich im Kreise. Neue Nahrung kann die Erzählung, die sich nicht an der Zergliederung von Einzelschicksalen erschöpft, nur aus allgemeinen Erlebnissen, aus Daseinsformen oder -wünschen aufstrebender Gruppenträfte ziehen. Diese bewußte und ausgesprochene proletarische Er- zählungskunst, wie wir sie in gleichem Umfange heute nirgend wo anders finden als in Skandinavien, ist mit be- dingt durch das verhältnismäßig hohe allgemeine Kultur- und Bildungs- niveau der nordischen Demokratien. Der Norweger Fallberget, der frühere Grubenarbeiter, der Däne Andersen, Nexö, der ehemalige Schustergehilfe und Maurer, der Schwede, richtiger Fin- länder Rylander, der einst als Seemann gefahren ist, sie werden nicht von Professoren oder Staatswärdern eskortiert einem verehrten Publikum als Jahrmärktswunder vorgeführt, sondern stehen allseitig anerkannt mit ihren nummernreichen bürgerlichen Junggenossen in einer Reihe. Selbstverständlich war es nicht jedem der drei in gleichem Maße gegeben, die enormen Schwierigkeiten zu überwinden, die die Selbsteignung der dem Proletariat von Staatswegen vor- enthaltenen Bildung nicht nur, sondern auch der Erwerb einer persön- lichen literarischen Fertigkeit bei gleichzeitig hartem Kampf um die materielle Notdurft in sich schließen. Andersen dürfte hierbei un- betritten der größte Schritt gelungen sein. Was Fallberget in der uns vorliegenden Auswahl aus seinen beiden Bänden „Minen- schüsse“ und „Fackelbrand“ schildert, ist noch nicht das volle, durchdringende Leben einer ganzen zum Selbstbewußtsein erwachten Klasse. Es sind Ueberlieferungen und Ergebnisse aus dem Kreise der Grubenleute, wie sie sich in dem Gemüt eines einzelnen von ihnen, der unter blutiger Qual und heiligem Zorn allerdinge zur Klarheit gelangt ist, wieder spiegeln. Gemütsstimmungen also, die unter dem Wilde wirklicher, wohl wenig veränderter Geschehnisse sichtbar werden wollen. Das Menschliche an ihnen, Rot und Auf- ruhr, Unerbittlichkeit und Tönnel, zeigt sich nicht so sehr an den Figuren selbst, als an der düsteren Farbe, dem harten Klange, die ihnen der Dichter äußerlich verliehen hat. Der merklliche Einfluß einer herrschenden Tradition, sei sie mündlich überliefert, sei sie literarisch fixiert, dürfte wohl noch mit Recht bei Fallberget ver- mutet werden.

Die souveräne Ursprünglichkeit, die Tatsachentucht und das Lebens- gefühl, mit denen Andersen-Nexö auch die Geschichtenfamm- lung „Lobgesang aus der Tiefe“ erfüllt hat, sind weder bei Fallberget noch bei Rylander, wenn überhaupt, so in solcher Intensität vereinigt. Weder Gorki, der ihm als Eroberer des eigenen Schicksals vergleichbar wäre, noch Joh. V. Jensen, der mit ihm die scharfen, heutigetierigen Sinne des Naturmenschen gemeinsam hat, die Morgenrisse des Eindrucks und die jugendliche Elastizität der Sprachgewalt, kommen ihm an positiver Universalität gleich. Gorki ist durch den Fatalismus unerforschlich langer Slavengenerationen ge- schamnt, den man ja am bequemsten ver Rasse andichtet; Jensen ver- schandelt sich seine naibsten Schöpfungen durch blindes, querköpfiges Antennen gegen die Tatsachen mit unwissenschaftlichen Dogmen, zu denen sich nur ein unsicherer, schwankender Intellekt bekennen kann. Andersens sicherer Zukunfts Glaube dagegen ist ihm ein so fester Anheftungspunkt, daß er sich auf ihn von seinen Streifzügen nach den hellsten Höhen und den dunkelsten Tälern der Menschheit immer

\*) Wo nicht anderes bemerkt, sind die Werke sämtlich im Verlag von Georg Meiseburger in Leipzig erschienen.

wieder zurückziehen vermag. Soweit man bisher dem Proletariat dichterische Sympathien gönnte, war es entweder das fremde Mitleid, mit dem man ihm von außen nahe, oder der eigene flammende Zorn. Bei Anderen aber wird es mit einem Male, wie ohne Widerspruch und Ueberlegung, Kern und Wesen der Menschheit überhaupt; aus dem Dasein seiner Klasse, aus ihren Nöten und Wünschen entfaltet sich ihm eine ganze Welt. Die Mächte, die drohend darüber lagern, die Not verschulden, die Wünsche erdroffeln, werden nicht anders empfunden, nicht ferner und nicht verwandter als das Meer, das den Fischer im Sturm verhängt, als der Blitz, der in die Herde fährt, als schlagende Wetter, als Mispwachs und Krankheit, als Not und Tod. Die Elemente und die Natur hat der Mensch bekämpft und sie sich in wachsendem Maße unterworfen. Wer anders hat das getan und tut es noch, als die, die selbst zu allem Hand anlegen müssen? Und wenn sie die Mächte im Dunklen und Unbegreiflichen schließlich bezwingen konnten, was sollte sie hindern, ihresgleichen, in menschlicher Gestalt und elementar feindlicher Vermummung, dermaleinst anzugreifen und zu fällen. Ein sieghafter Optimismus, der hinab an die innersten Wurzeln des fruchtbarsten, aufsteigenden Lebens reicht, beiseit mit schöpferischem Mitgefühl diese Großstadtschicksale, an denen scheinbar nur Mangel und Schande, seelische Gefangenschaft und Dumpfheit sichtbar werden. Der Optimismus der natürlichen Entwicklung, die über das Einzelschicksal hinweg das Leben der Gattung in unbeirrbarer Fruchtbarkeit fördert.

Am wenigsten von bürgerlichen Vorbildern entfernt erscheinen die Seemannserzählungen von John William Rylander: „Der Schoner „Lizzie Gray“ usw.“ Sein Stoff, dessen Schauplätze besonders, mögen ihn zu der etwas familienfähigen Art englischer oder amerikanischer Plauderer verführt haben. Es ist das insofern nur auffallend, als seit einem Vierteljahrhundert kaum ein schwedischschreibender Prosaisch sich dem übermächtigen Einflusse von Strindbergs ursprünglichem Vorbild hat entziehen können. Gustav Jansons Erzählungen und Skizzen aus den Stockholmer Schären „Die Insel“ zeigen ihren Verfasser als den letzten einer langen Reihe von Schülern, die der Meister mit seinen noch heute klassischen Schärenzählungen aus den achtziger Jahren gewonnen hat. Allerdings fehlt Jansons dickblütigerem Naturell Strindbergs Humor sowohl wie dessen advokatorische Dialektik, dessen Knappheit des Stils und Sicherheit in der äußeren, belebten Farbengebung. Aber er findet doch hin und wieder ein tiefgründendes Symbol für die geistige Weltabgeschiedenheit und das fast hoffnungslose Streben dieser einer ärmlichen Natur und einem unablässigen Daseinskampfe ausgesetzten Inselmenschchen. In seiner Erzählung aus der Hummerzzeit „Die Gefahr“ weicht er vollends von den unbestrittenen Errungenschaften der Strindbergschen Frühzeit ab, und das keineswegs mit künstlerischem Gewinn. Dieses Buch könnte un verändert vor 40 Jahren erschienen sein, auch bei uns. Durch die ersten Kapitel wogt und stürmt die Masse des Hummerbeeres, kaum ein einzelnes Haupt erkennen lassend, vom Altai bis in das Herz Europas: ein historisches Tableau, als Erzählung insofern interessant, als es sich scheinbar damit begnügt, lediglich einen namenlosen blinden Massenwillen als den Helden am Werke zu zeigen. In dem Augenblick aber, da die Individuen mit historischen Namen zu Worte kommen, Atilla und seine Kreaturen, die Dsigoten und die Westgoten, wie bei Felix Dahn, wird der Roman zur Jugenderzählung im üblen Sinne, das Geschichtsbild zur Kleinlichen Anekdote: zur Anekdote, die an sich schon die Geschichte fälscht, die aber dazu noch das Mögliche im Menschlichen illusorisch macht, wenn sie sich so konventionell pathetisch und versteinert gibt, wie hier. Janson hat sich mit weit weniger Blick als dort zu Strindberg, hier zu dessen erklärten literarischen Gegnern geschlagen: zu der sogenannten „Richtung der neunziger Jahre“, einem Realidealismus, der im Gegensatz zu Strindbergs gegenwartsfräftigen Zielen wesentlich auf die Vergangenheit, in Inhalt wie Form, zurückzugehen für nötig befand, und dem Namen wie Heidenstam, Levertin, Selma Lagerlöf, Per Hallström, Tor Hedberg u. a. zugehören. Die Richtung hat auch in ihren bescheidensten und unselbständigsten Leistungen im In- wie Ausland, mehr Erfolg gefunden, als Strindberg mit Schöpfungen von europäischem Gewicht, weil sie die Literatur wieder zu einem heiteren Spiel der Unterhaltung degradierte, sie familienfähig machte und die schließlich doch unentbehrlichen menschlichen Ideale nicht etwa anspruchsvoll forderte, sondern bereits herrlich in der Vergangenheit, der glorreich nationalen vor allem, erfüllt sah. Berner v. Heidenstam, der dieser Gruppe als überzeugter, doch keineswegs überlegener Wortführer gebietet hat, ist gleichwohl ihr stärkstes produktives Talent geblieben. Seine „Karoliner“, eine Galerie von Einzelbildern aus der Umwelt und Gefolgschaft des ruhmwahnbusinnigen zwölften Karl von Schweden, zwingen in ihrer künstlerischen Kraft und Schlichtheit, ihrer Lebensfülle und ihrem tragischen Ueberschwang auch den zu voller Anerkennung, dem der nationalistische Rausch nichts anderes ist als der verwilderte Instinkt einer im Grunde sterilen Gemeinschaft. Eins seiner früheren Bücher, der Roman „Gans Altenus“ (Albert Langen, München), zeigt noch nicht die Fähigkeit, jene rückschauenden Ideale zu objektivieren. Es ist nach Byronischem Vorbild doch in Prosa, die bald auf realem, bald phantastischem Boden verlaufende Pilgersfahrt des kaum verlassenen, ewig strebenden Dichters selbst, den man in seinem gegenwartsfremden Gehoben und seiner

verflogenen Phantasie einen Snob und Dilettanten nennen dürfte, wenn nicht die Sicherheit der Komposition, die anschauliche Sauberkeit der Sprache und das echte Gefühl der (nach Romantikerart) eingestauten Lyrik immerhin einen Künstler, wenn auch auf absonderlichen Wegen, ahnen ließen.  
A. F. Cohn.

## Kleines Feuilleton.

### Hygienisches.

Heizung und Lüftung. Das Wärme- und das Luftbedürfnis des Menschen liegen fast immer miteinander in Streit. In den Häusern, und zwar sowohl in den Wohnungen als in öffentlichen Gebäuden und in Sälen ist die Aufgabe einer hinreichenden Lüftung bei gleichzeitiger Erhaltung einer behaglichen Temperatur sehr schwer zu lösen. Die meisten Menschen sind mehr oder weniger empfindlich gegen Zug, während andere lieber einen kühleren Aufenthalt in Kauf nehmen, wenn sie dafür gute Luft zum Atmen haben. Es kann keine Meinungsverschiedenheit darüber bestehen, daß die zweite Auffassung die bessere und zuträglichere ist. Solange aber die Menschheit im allgemeinen nicht dazu erzogen ist, mehr Zugluft zu vertragen, könnte nur eine hervorragende Entwicklung der Lüftungstechnik zur Beseitigung der Mißstände führen. Gerade auf diesem Gebiet ist aber der Erfolg des technischen Scharfsinns leider noch recht gering geblieben. Die Wohnhäuser sind im allgemeinen nicht so fest gebaut, daß nicht namentlich bei großen Temperaturgegensätzen wie im Winter von außen her genug Luft ins Innere eindringt. Es ist auch wirklich nicht zu verlangen, daß jemand zum Zweck der Lüftung längere Zeit die Fenster offen halten soll, wenn draußen eine Temperatur von 15 Grad Frost herrscht und sein Zimmer vielleicht eben erst eine erträgliche Erwärmung gewonnen hatte. Andererseits macht die Hygiene den Anspruch geltend, daß selbst unter solchen Verhältnissen in den Innenräumen eine erhebliche und gesundheitschädliche Verschlechterung der Luft eintreten kann.

In Wohnungen wohlhabender Familien, die verhältnismäßig großen Raum für wenig Menschen bieten, wird freilich wenig Gefahr bestehen, um so mehr in den überfüllten Behaulungen der unteren Klassen und auch in Sälen, wo sich Hunderte, vielleicht Tausende von Menschen zusammendrängen. Außerdem aber ist eine Ergänzung der Innenluft nicht nur zur Beseitigung schlechter Gase wünschenswert, sondern auch zur Aufrechterhaltung des Feuchtigkeitsgehalts. Das Fiasco der Dampfheizung gegenüber der Warmwasserheizung ist nicht allein auf die geringere Möglichkeit einer wünschenswerten Temperierung der Räume zurückzuführen, sondern namentlich auf die damit verbundene Austrocknung der Luft. Wenn man auch im Winter nur für kurze Zeit ein Fenster oder eine Balkontür öffnet, so dringt damit mehr natürliche Feuchtigkeit in das Zimmer ein, als etwa durch das Ausbreiten nasser Tücher in mehreren Stunden erzielt werden kann. Auf einem ungenügenden Feuchtigkeitsgehalt der Luft aber beruht wahrscheinlich der größere Teil der sogenannten Erkältungen im Winter. Daß die Lüftungstechnik nun endlich bald entscheidende Fortschritte macht, die auch ohne große Umstände und Kosten einer allgemeinen Verbreitung zugänglich sind, bleibt ein dringender Wunsch. Auf andere Weise wird die Schwierigkeit, auch in großen öffentlichen Sälen wirklich gesunde Luftverhältnisse zu schaffen, keinesfalls zu heben sein. Dasselbe gilt auch für unsere Eisenbahnen, insbesondere für die Schlafwagen. Auf der anderen Seite muß der Kulturmensch selbst dahin streben, sich durch eine gesunde Lebensweise vor einer zu großen Empfindlichkeit gegen Zug und gar gegen frische Luft im allgemeinen zu bewahren.

### Aus dem Tierreiche.

Ueber die Verbreitung des Löwen in Afrika berichten „Petermanns Mitteilungen“. Mit der Erschließung Afrikas durch die Kolonialmächte hat der „König der Wüste“ vielfach an Gebiet verloren. Das gilt in besonderem Maße für Südafrika, wo der Löwe heute beinahe gar nicht mehr vorkommt. Noch zu Ende des XVII. Jahrhunderts war die „Löwenplage“ in Südafrika so groß, daß die Behörden einen Preis von 5 Pfd. Sterl. (gleich 100 M.) — eine für die damaligen Verhältnisse sehr große Summe — für die Erlegung eines Löwen zahlten. In der Kalahariwüste und in Betschuanaland (britisch) ist der Löwe vollkommen ausgerottet. Auch in Numidien, von wo zu römischen Zeiten die Löwen für die Zirkusspiele hergeholt wurden. Auch im italienischen Somaliland, im Kongo, in Senegambien, in der Sahara und in der nördlichen Nilgegend ist der Löwe ausgerottet. Vorhanden ist der Löwe noch im Sudan, im ostafrikanischen Teil von Senegambien, in Abyssinien, am oberen Nil und in Britisch-Ostafrika. Er ist in diesen Gebieten sogar sehr häufig.

Was speziell die deutschen Kolonien betrifft, so ist der Löwe in Deutsch-Ostafrika allgemein verbreitet und kommt auch in Südwestafrika vor. In Togo ist er selten, in Kamerun fehlt er ganz.

In Asien kommt der Löwe noch in Persien vor, von wo er in die Niederungen Mesopotamiens herabsteigt. Er soll zuweilen sogar bis Bagdad seinen Weg nehmen. Auch in Indien, in Persien kommt heute noch der Löwe vor. Früher lebte er auch in Palästina und in Syrien. Schließlich kam er früher auch in Europa, und zwar in Griechenland vor, wo er wohl schon vor Beginn der christlichen Zeitrechnung ausgerottet war.